

Rezensionen

Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.): **Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie.** Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, 736 S., € 34,90

Das »Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung«, das aus einem Projekt des »Netzwerks Frauenforschung NRW« hervorgegangen ist, stellt im deutschsprachigen Raum das erste umfassende Werk zum Stand und zu den Perspektiven der Forschung in diesem Feld dar. Als Koordinatorinnen des Netzwerks haben Ruth Becker und Beate Kortendiek unter Mitarbeit von Barbara Budrich, Ilse Lenz, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller und Sabine Schäfer die Herausgabe übernommen.

In einem kurzen Vorwort führen die Herausgeberinnen in das anspruchsvolle Vorhaben ein. Ihr Anliegen und Ziel ist es, mit dem Handbuch »einen Überblick über die theoretischen Ansätze, die methodischen Verfahren und die empirischen Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung zu geben« (Vorwort). Dies geschieht in drei Teilen und insgesamt neunzig Beiträgen. Auf den ersten Teil, der theoretische Konzepte und Entwicklungen ins Zentrum stellt, folgt ein Teil, in dem methodologische Fragen und Methoden in den Mittelpunkt gerückt werden. Im dritten Teil schließlich geht es um Analysekonzepte der Frauen- und Geschlechterforschung in Kombination mit empirisch gewonnenen Ergebnissen aus insgesamt fünf Forschungsfeldern: »Lebensphasen und -lagen«, »Arbeit, Politik und Ökonomie«, »Körper und Gesundheit«, »Bildung und Kultur« und »Frauenbewegungen und Gleichstellungspolitiken«. Übersichtlich gehalten wird das Gesamt dadurch, dass die

Beiträge weitgehend einheitlich gegliedert sind, indem sie der Reihe nach »die jeweiligen zentralen Definitionen, grundlegenden Studien und Debatten, aktuellen (Forschungs-)Ergebnisse sowie einen Ausblick auf Forschungsfragen und Zukunftsvisionen« (Vorwort) präsentieren. Abweichungen von diesem Muster finden sich immer dort, wo der Gegenstand es erfordert oder Entwicklungslinien von Forschung auf andere Art und Weise besser zum Ausdruck gebracht werden können. Beides zusammen, die Einheitlichkeit und ihre punktuelle Durchbrechung sorgen dafür, dass nicht nur der Überblick gewahrt ist, sondern auch dem Facettenreichtum und der inneren Vielfalt der Frauen- und Geschlechterforschung Rechnung getragen wird.

Vor allem in seinem ersten Teil geht das Handbuch weit über das formulierte Anliegen seiner Herausgeberinnen hinaus. Neben ergiebigen Resümees zu zentralen Begriffen und Konzepten – etwa von Eva Cyba zu Patriarchat, von Heide Göttner-Abendroth zu Matriarchat, von Ilse Lenz zu Geschlechtssymmetrie und von Barbara Thiessen wie Ingrid Galster zu Differenz und Egalität – finden sich detaillierte Darstellungen von Schlüsselkonzepten der Theoriebildung. So präsentieren Ursula Beer und Regina Becker-Schmidt ihre Analysen zur Organisation des Geschlechterverhältnisses im Zusammenhang mit der Verfasstheit insbesondere der Gegenwartsgesellschaft. Angelika Wetterer rekonstruiert den theoretischen Zugang, der ihrer Analyse von Geschlechterkonstruktion und Arbeitsteilung zu Grunde liegt. Andrea Baier zeichnet mit dem Bielefelder Ansatz eine Theoriekonzeption nach, welche die Frage nach gesellschaftlichen Naturverhältnissen in die feministische Gesellschaftsanalyse hereinholt. Nikki

Wegdwood und Robert W. Connell thematisieren Konzepte und Entwicklungen in der Männlichkeitsforschung im Kontext des Globalisierungsprozesses. Encarnación Gutiérrez Rodríguez und Nora Räthzel rücken mit den postcolonial studies und Rassismustheorien den Erkenntnisstand zur Verschränkung von Geschlecht, Rasse/Ethnizität und Klasse/Schicht in den Blick und verbinden dies mit einem wissenschaftskritischen Blick auf den Zuschnitt und Stand der Frauen- und Geschlechterforschung selber. All diese und weitere Beiträge erlauben tiefgehende Einblicke in die Theoriegeschichte der Frauen- und Geschlechterforschung und die gesellschafts- und wissenschaftsgeschichtlichen Kontexte ihrer Begriffs- und Perspektivenentwicklung. Stärker diskurspolitisch orientierte Beiträge, beispielsweise diejenigen von Frigga Haug zum sozialistischen Feminismus, von Sabine Hark zur Lesbenforschung und zur Queer Theorie und von Paula-Irene Villa zu Dekonstruktivismus und Diskurstheorie, zeigen die Frauen- und Geschlechterforschung außerdem als Ort produktiven Streits. Kontroverse Umorientierungen waren und sind, so vermittelt das Handbuch, hier begleitet von Selbstreflexionen auf Begriffe und Vorgehensweisen und von der Erschließung neuer Fragestellungen. Gesellschaftstheoretische und diskurspolitische Akzente finden sich zudem in den Beiträgen, die sich mit dem bisweilen schwierigen Verhältnis der Frauen- und Geschlechterforschung zu ihren Bezugstheorien befassen. So lotet der Beitrag von Gudrun-Axeli Knapp die Anschlussfähigkeit der Kritischen Theorie für die feministische Gegenwartsanalyse aus und trägt dabei den international verschiedenen Rekursen auf diese Theorietradition Rechnung. Für Pierre Bourdieus Theorie zeigt Steffani Engler und für die Systemtheorie zeigt Ursula Pasero, wie verschiedene Ansätze

der Frauen- und Geschlechterforschung deren Perspektiven zu nutzen suchen. Karin Gottschall befragt die Ungleichheitsforschung und Mechthild Oechsle und Birgit Geissler befragen die Modernisierungstheorie nach inspirierenden Momenten für die Frauen- und Geschlechterforschung und stellen, umgekehrt, aber auch fest, dass es diesen Strängen an einer systematischen Berücksichtigung von Geschlecht nach wie vor mangelt. Deutlich wird in all diesen und weiteren Beiträgen, dass die Frauen- und Geschlechterforschung in der Rezeption ihrer Bezugstheorien neue, weiterführende Akzente gesetzt hat.

Während im ersten Teil des Handbuchs erkenntnistheoretische Fragen in vielen Beiträgen mehr oder minder explizit eine Rolle spielen und vor allem in Mona Singers Diskussion der Stationen feministischer Epistemologie und Sandra Hardings kritischer Reflexion auf die Verfasstheit von Wissenschaft im Mittelpunkt stehen, geht es im zweiten Teil des Handbuchs um Methodologie und Methoden. Hier wirft Sabine Hering einen Blick zurück auf die frühe Frauenforschung, ihre marginalisierte Etablierung zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Christa Müller bringt die Anfänge der heutigen Frauenforschung und insbesondere den Streit um methodische beziehungsweise methodologische Postulate Erinnerung. Maria Bitzan rekonstruiert die konstitutive Bedeutung von Praxis für die (Anfänge der) Frauen- und Geschlechterforschung. Und schließlich blickt Gabriele Sturm systematisch auf die methodologische Diskussion zurück. In den Beiträgen von Verena Mayr-Kleffel, von Michael Meuser und Ulrike Nagel wie von Agnes Senganata Münst finden sich pointierte Reflexionen auf die Anwendung einzelner Methoden. Und vor allem in Bettina Dausiens Beitrag zur Biografieforschung und in demjenigen Margarete Jägers zur Diskursanalyse werden

methodische und methodologische Betrachtungen weiter gehend verknüpft. All diese Beiträge sind für sich genommen überaus informativ; insgesamt aber bleiben erkenntnistheoretische, methodologische und methodische Fragen im Handbuch vergleichsweise randständig. Angesichts des Umfangs des Handbuchs ist es nur zu verständlich, dass nicht alles gleichermaßen berücksichtigt werden kann. Angesichts der ebenso traditionsreichen wie heftigen Kontroversen in und mit der Frauen- und Geschlechterforschung um ihr methodologisches und methodisches Herangehen sollte die Hintanstellung eines solchen Punktes von Herausgeberinnenseite aber explizit gemacht werden.

Im dritten und letzten Teil des Handbuchs finden sich informative und fundierte Forschungsein- und überblicke zu insgesamt neununddreißig Stichworten. Dieser Teil zeugt davon, wie sich die Frauen- und Geschlechterforschung in vergleichsweise kurzer Zeit zahlreiche Forschungsgegenstände und -felder erschlossen hat. Aber nicht nur in ihrer thematischen Vielfalt, sondern auch darüber hinaus wird die Innovativkraft der Frauen- und Geschlechterforschung nach dem ersten Teil des Handbuchs hier ein weiteres Mal besonders deutlich. So werden, beispielsweise von Jutta Röser und Ulla Wischermann unter dem Stichwort Medien, soziotechnische Entwicklungen in ihrer Bedeutung für die Erschließung neuer Forschungsfragen thematisiert. Die Ausarbeitungen von Ursula Müller zum Stichwort Gewalt und von Anne Schlüter zum Stichwort Bildung zeigen, wie ganze Themenkomplexe gesellschaftswissenschaftlicher Forschung einer Neubearbeitung aus der Geschlechterperspektive zugänglich gemacht worden sind. Die Beiträge von Gisela Notz zu Arbeit, von Ulrike Teubner zu Beruf, von Sylvia M. Wilz zu Organisation und von Barbara Duden zu Körper machen deutlich, dass

die Frauen- und Geschlechterforschung sich nicht nur Forschungsthemen angenommen, sondern dabei auch gänzlich neue Perspektiven auf etablierte Kategorien erschlossen hat. Perspektivwechsel und thematische Erweiterungen schließlich werden auch in ganz verschieden gerichteten Analysen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung sichtbar. So zeigen die Beiträge von Ute Luise Fischer, Regina-Maria Dackweiler wie Brigitte Young und Hella Hoppe zu gesellschaftlichen Transformationsprozessen, wohlfahrtsstaatlicher und globaler Entwicklung ebenso wie diejenigen von Helga Kelle zu Mädchenforschung, Barbara Keddi zu Biographieforschung und Beate Kortendiek zur Familie, dass und wie institutioneller Wandel als Wandel auch im Geschlechterverhältnis und von Geschlechterarrangements begriffen werden muss. Die Beiträge von Ilse Lenz zu Frauenbewegungen oder von Stephanie Bock wie Yvonne P. Doderer und Beate Kortendiek zu deren Organisationsformen, die neben weiteren das Handbuch abschließen, präsentieren nicht nur den Erkenntnisstand in einem originären Terrain der Frauen- und Geschlechterforschung, sondern thematisieren Akteure gesellschaftlicher Entwicklung, die ansonsten und entgegen ihrer gesellschaftlichen Bedeutung von der Wissenschaft kaum wahrgenommen werden.

Alle Teile zusammen machen Ruth Beckers und Beate Kortendieks Handbuch zu einem soliden und interessanten Überblicks- und Nachschlagewerk. Es ist nicht nur für EinsteigerInnen in die Frauen- und Geschlechterforschung und für die Lehre äußerst empfehlenswert, sondern macht auch Lust darauf, immer mal wieder in neuen und alten Themen, Konzepten und Erkenntnissen zu stöbern und sich von den fundierten und spannenden Statements anregen zu lassen.

Brigitte Aulenbacher

Vera King: **Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernen Gesellschaften.** Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004², 285 S.; € 29,90

2004 ist in zweiter Auflage ein Buch erschienen, das für alle von Relevanz ist, die an einer Wiederbelebung der stagnierenden Sozialisationsforschung, zumal der geschlechtsbezogenen, interessiert sind. Es ist die Veröffentlichung von Vera King, die den Titel »Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernen Gesellschaften« trägt. Es ist schade, dass dieses Buch, das – wie die zweite Auflage zeigt – viele Leserinnen und Leser gefunden hat, in Fachzeitschriften und feministischen Publikationen bisher kaum rezensiert worden ist. Dabei lohnt es sich, es bekannt zu machen: Die Studie enthält nicht nur eine sorgfältige Diagnose, warum eine Neuorientierung in der Sozialisationsforschung notwendig geworden ist, in ihr wird auch paradigmatisch am Gegenstandsbereich »Adoleszenz« demonstriert, wie ein Ausweg aus der folgenden Sackgasse gefunden werden kann. Obwohl es still um die Sozialisationsforschung geworden ist, gibt es zahlreiche theoretische und empirische Untersuchungen zu Problemfeldern, die dem Thema »Sozialisation« zugerechnet werden können. Sie sind jedoch in Wissenschaftsdomänen abgewandert, wo sie nicht mehr unter diesem Stichwort abgehandelt werden. Wir finden Studien zu einzelnen Phasen der Sozialisation – Kindheit, Jugend, Erwachsenenstatus, Alter – etwa in der Biographieforschung, in ethnographischen Studien, in Lebensstilanalysen oder in Theorien zur Modernisierung. Es scheint, als sei die Konzentration auf ausgewählte Statuspassagen, die in einer neuen disziplinären Perspek-

tive in den Blick genommen werden, eine Reaktion auf die theoretischen und methodischen Schwierigkeiten, die in den Diskursen über »Sozialisation« zu Tage treten. Sie seien kurz benannt: Der Begriff »Individuation«, der sich auf die subjekttheoretische Seite von Sozialisation bezieht, hat angesichts der postmodernen Kritik an der Kategorie »Subjekt« seine Unschuld verloren. Die soziostrukturelle Dimension von Sozialisation, nämlich die der Vergesellschaftung von Einzelnen, sozialen Gruppen und Klassen, verliert zum einen in dem Maße an Kontur, wie Vorstellungen von »Gesellschaft« verschwimmen, die mehr umfassen als den formalen Funktionszusammenhang ihrer Subsysteme. Zum anderen überlappen sich die Indikatoren, die auf ungleiche soziale Ausgangsbedingungen von Individuation, Sozialisation und sozialer Integration bzw. Marginalisierung verweisen: Klasse, Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit lassen sich in ihrem Einfluss auf soziale Ungleichheitslagen nicht trennscharf gegen einander abgrenzen; gleichwohl ist in jeder konkreten sozialhistorischen und kulturellen Konstellation erst einmal nach dem jeweiligen Gewicht jener Kriterien gesellschaftlicher Strukturierung zu fragen.

An den vielfältigen Studien zu Veränderungen in den Erscheinungsformen von »Jugend« macht King deutlich, dass es nicht hilft, den theoretischen und methodischen Dilemmata, in welche die Sozialisationsforschung geraten ist, auszuweichen, indem man einen Teilbereich aus dem komplexen Zusammenhang von Individuation und Vergesellschaftung herauslöst und im Rahmen anderer Theorieansätze zu bearbeiten sucht, dort aber in ganz ähnliche epistemologische Fallen tappt. Gegenwärtige soziale Verwerfungen fordern generell und überall dazu heraus, darauf zu reflektieren, wo gängige wissenschaftliche Sichtweisen und vorgegebene Paradigmen obsolet geworden sind. Dafür

gibt King das folgende Beispiel: Lebensphasen wie Jugend- oder Erwachsenenalter, die z. B. in der Entwicklungspsychologie oder in den Erziehungswissenschaften häufig noch als von einander abgehoben konzipiert werden, lassen sich angesichts von biografischen Umwegen und sozialen Umbrüchen nicht mehr klar von einander trennen. Kriterien für die Strukturierung von Statuspassagen (Ende der Ausbildung, Eintritt ins Berufsleben, Familiengründung) sind flexibler, die Möglichkeiten der individuellen Lebensführung mannigfaltiger und – im Gegenzug – die Chancen einer kontinuierlichen Zukunftsplanung eingeschränkter geworden. Es sieht so aus, als seien auch »moderne« Jugendkonzepte in zahlreichen Hinsichten den gegenwärtigen Dynamiken in Theorie und Empirie nicht gewachsen.

Mit dem Titel ihres Buches steckt King den Horizont exakt ab, in dem sie den thematischen Kern »Adoleszenz« verankert. Er wird in den Rahmen eines weitgespannten Verständnisses von Sozialisation gestellt, das an der mehrdimensionalen Vermittlung von individuellen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen festhält und gleichzeitig im Blick behält, dass diese zwar in einander verwoben sind, aber nicht identischen Logiken folgen. Das Neue in der Adoleszenz tritt innerhalb von sozialen Verhältnissen – dem Geschlechter- und Generationenverhältnis – zutage. Die Autorin gibt die in der Postmoderne durch Dekonstruktion depotenzierten Begriffe wie »Individuum«, »Gesellschaft« und »Geschlecht« nicht einfach preis, sondern reflektiert sie auf neue Weise, sodass sie als Prozesskategorien ihre sozialwissenschaftliche Relevanz zurückgewinnen.

Der Autorin geht es darum, die strukturellen Bedingungen und die sozialen Konstruktionsprinzipien von »Jugend« auf gesellschaftlicher wie auf individueller Ebene so zu konkretisieren, dass die Kon-

figuration »Adoleszenz« in ihrer historisch spezifischen sozialen Gestalt in Erscheinung tritt. Das schließt die Anstrengung ein, Antworten auf die Fragen nach den Konflikten und deren Lösungsmöglichkeiten, nach den Trajekten und den neuen sozialen wie kulturellen Ansprüchen von Jugendlichen im Wechsel der Generationen zu finden. Im Vordergrund steht weniger, welche verschiedenen Ausprägungen von »Jugend« sich entdecken lassen. King geht es vielmehr darum, eine theoretische Neuorientierung anzubahnen, in der es gelingt, gegenläufigen Tendenzen in der gegenwärtigen Gestalt und Gestaltung von Adoleszenz auf die Spur zu kommen. In welchem Spannungsverhältnis stehen Tradierung und Erneuerung von elterlichen Vorgaben durch die Nachkommen zueinander? Wo lassen sich weiterhin Einschränkungen ausmachen, die jugendlichen Eigenwillen bremsen, und wo eröffnen sich Spielräume in institutionalisierten Sozialisationsprozessen, die den kritischen Übergang vom ehemaligen Kind zum Erwachsenen in progressiver Weise mitbestimmen? Der Schlüssel für die Untersuchung solcher Fragen ist für King der Begriff »Generativität«. Er wird als dialektisches Komplement zur adoleszenten Individuation eingeführt und in einer Doppelstruktur entfaltet. Er zielt zum einen auf die Gesamtheit der Optionen und Ressourcen, welche von der älteren Generation für die Individuationsprozesse der Jüngeren zur Verfügung gehalten werden, und zum anderen auf die Potenziale, die von den Nachkommen in der Adoleszenz ausgebildet werden. Sie sind entscheidend dafür, welche Positionen sie in Konkurrenz mit den Älteren erringen können und welche Kraft zur Veränderung sie in der Abarbeitung an der Elterngeneration auszubilden vermögen.

Individuation und Vergesellschaftung sind zwei Seiten eines Vorgangs, der sich

– wie bereits angedeutet – in sozialen Verhältnissen abspielt. Die Autorin konzentriert sich auf Generationen- und Geschlechterverhältnisse als zentralen Eckpfeilern in den sozialhistorischen Formationen von Adoleszenz. Auf die Gegenwart bezogen schreibt sie: »Denn die Differenzierungen der Geschlechter- und Generationenverhältnisse haben nicht nur zu einer Änderung der internen Strukturierung von Familienbeziehungen beigetragen, sondern auch die Ausgestaltung der Übergänge zwischen Kindheit und Erwachsenen im familialen wie im übergreifenden sozialen Raum in vieler Hinsicht grundlegend verändert« (13). Die Unterscheidung zwischen Beziehungsstrukturen und Strukturen in einem sozialen Verhältnis lässt gleichermaßen Raum für die Beachtung intersubjektiver Auseinandersetzungen – z. B. zwischen Kindern und Eltern oder zwischen Mädchen und Jungen – wie für die Berücksichtigung der gesellschaftlich-positionellen Bezogenheit zwischen Heranwachsenden und älteren Generationen oder zwischen der weiblichen und der männlichen Geschlechtergruppe.

Mit Umstrukturierungen in der soziokulturellen Formation von Adoleszenz verändern sich beides: Geschlechterbeziehungen und das Geschlechterverhältnis. Das zeigt Vera King exemplarisch an dem geschichtlich neuen Phänomen eines Moratoriums, das in der Moderne auch Mädchen gewährt wird und eine weibliche Phase der Adoleszenz einläutet, in der nicht nur das Thema »Innergenitalität«, d. h. der sexuelle Reifungsprozess im Inneren des weiblichen Körpers, zur Debatte steht, sondern auch das Thema »individuelle Entfaltung und soziale Partizipation«. Objektiv eröffnet diese Entwicklung für Mädchen neue Möglichkeitsräume – Ausbildung, Probehandeln in Mädchengruppen im Umgang mit noch unvertrauten Anforderungen, Teil-

habe an gemischtgeschlechtlichen peer-groups. Das modifiziert gleichzeitig die Geschlechterbeziehungen, denn derartige Veränderungen haben auch Folgen für die männliche Jugendphase. Sie findet in einem weiblichen Moratorium ihr Pendant. Und das wiederum wirkt sich auf die Konstruktionen von »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« aus. Die Autorin geht folgerichtig der Frage nach, wie variantenreich sie geworden sind und welchen Einfluss sie auf die Dialektik von vergeschlechtlichter Individuation und Generativität haben. In diesen Kontext gehört auch die Untersuchung, welche Rolle Körperbedeutungen bei der Selbstfindung von Jugendlichen spielen. Sie wendet sich sowohl den sozialen Kodifizierungen des Geschlechtskörpers wie den sexuellen Reifungsprozessen zu. An beiden Momenten der Adoleszenz, der Konfrontation mit der prokreativen Potenz und den wachsenden Ansprüchen an soziale Integration in die Erwachsenenwelt, entzünden sich Krisen, die – trotz ähnlicher Problemlagen – bei Mädchen andere Bezugspunkte und einen anderen Verlauf haben als bei Jungen. Vera King arbeitet heraus, wie unterschiedlich sowohl die Bedeutungsproduktionen von Körperlichkeit ausfallen als auch die Lösungsversuche, mit denen die Geschlechter Individuations- und Generativitätskonflikte angehen. Innergenitalität verweist Mädchen z. B. in ganz spezifischer Weise auf ihren Körper. Für beide Geschlechter gilt jedoch, dass sie versuchen, Ängste vor Selbstverlust angesichts noch nicht ins Selbstbild integrierter neuer Realitäten durch Kontrolle zu bewältigen.

Vom Anfang bis zum Ende hält Vera King die Balance zwischen soziologischen und sozialpsychologischen Analysen. Auf beiden Ebenen, in der Betrachtung von Machtgefällen zwischen der nachrückenden und der auf ihren Positionen beharrenden Generation, die durch

milieu- und schichtenspezifische Lebensbedingungen mitgeprägt sind, wie in den Überlegungen zu Veränderungen im Geschlechterverhältnis, wo sich das Anwachsen von Gleichstellungsansprüchen ebenso konstatieren lässt wie die ständige Reproduktion von sozialen Ungleichheitslagen zwischen den Geschlechtern, insistiert die Autorin darauf, dass die Möglichkeit, Adoleszenzkrisen zu lösen, nicht allein aus objektiven Konstellationen abgeleitet werden kann. Sie hängt ebenso von innerpsychischen und intergenerativen Dynamiken ab.

Vera King geht in ihrem Buch eigenständige Wege, die für eine Neuorientierung der Sozialisationsforschung von Bedeutung sein können. Es lohnt sich sehr, es zu lesen. *Regina Becker-Schmidt*

Susanne Kinnebrock: **Anita Augspurg (1857–1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik. Eine kommunikationshistorische Biographie.** Herbolzheim: Centaurus 2005, 683 S., € 29,90

Anita Augspurg kann als eine der Hauptakteurinnen des radikalen Flügels der historischen deutschen Frauenbewegung bezeichnet werden. Sie lebte und arbeitete, gemeinsam mit ihrer Lebensgefährtin Lida Gustava Heymann, fünfzig Jahre lang für die Ziele der radikalen Frauenbewegung, kämpfte für Demokratie und Pazifismus. Dabei erwies sie sich um die Jahrhundertwende als eine außerordentlich kluge Öffentlichkeitsarbeiterin und Strategin, der es immer wieder gelang, durch ein Zusammenspiel von journalistischer Arbeit, Auftritten in Versammlungen, Kongressreisen, politischem Lobbying und inszenierten Skandalen die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung und der Frauenbewegungs-Öffentlichkeiten zu fesseln.

Es ist das Verdienst von Susanne Kinnebrock, Anita Augspurgs Biographie aus einer kommunikationshistorischen Perspektive akribisch rekonstruiert zu haben. Dafür hat sie eine unglaubliche Fülle an Quellen und Dokumenten aufgetan, die auch viele in das Forschungsfeld Eingearbeitete überraschen dürfte. Schritt für Schritt wird Augspurgs Engagement für die radikale Frauenbewegung beschrieben: Geboren in einer liberalen Juristenfamilie in Verden an der Aller, führte sie ihr Weg über die Schauspielerei und eine Tätigkeit als Fotografin über das Lehrentinnenexamen zu einem Jurastudium in Zürich. Von dort kehrte sie als erste deutsche promovierte Juristin zurück, die ihr Wissen in den um die Jahrhundertwende aufflammenden Kampf gegen das neue Bürgerliche Gesetzbuch einbrachte. Weitere Stationen ihrer Arbeit waren der Kampf für das Frauenstimmrecht und gegen Geschlechtsjustiz, gefolgt von pazifistischem Engagement, das im Ersten Weltkrieg verstärkt und in der Weimarer Republik bis hin zum Schweizer Exil zum bestimmenden Leitmotiv wurde. Kinnebrock beschreibt diesen Weg chronologisch und verfasst die Kapitel ihrer Dissertation entlang den Stationen und Zäsuren von Augspurgs Tätigkeiten. Dabei stellt sie Anita Augspurgs Werdegang in den Kontext der Frauenbewegungs- und der politischen Geschichte. Vor allem Tagespresse, die Bewegungspresse, Polizeiakten und Briefe aus Nachlässen wurden für die Darstellung ausgewertet.

Die sich über die gesamte Lebenszeit erstreckende Beschreibung erweitert die Augspurg-Forschung, die sich häufig auf die Blütezeit der Frauenbewegung um die Jahrhundertwende beschränkt hat, erheblich. Es wird nachvollziehbar gemacht, dass und wie Anita Augspurg als ambitionierte politisch denkende Journalistin und PR-Managerin bewusst den öffentlichen Konflikt suchte. Ihre Mei-

nungspublizistik und ihre Skandalinszenierungen gingen Hand in Hand, etwa wenn sie sich in Weimar unter dem Verdacht der Gewerbsunzucht auf der Straße verhaften ließ, um die Arbeit der Sittenpolizei in Misskredit zu bringen. Auch die Frage des Frauenstimmrechts wurde nicht zuletzt durch ihre Aktivitäten auf die Agenda des Kaiserreichs gebracht.

Kinnebrock schreibt keine lineare Erfolgsgeschichte. Es gelingt ihr differenziert zu zeigen, wie sich bereits ab 1907 – im Kontext der Zersplitterung der deutschen Frauenstimmrechtsbewegung – erste Veränderungen in der politischen und publizistischen Arbeit Augspurgs anbahnten. Ein zunehmendes Avantgarde-Bewusstsein trug dazu bei, im Bemühen um politische Überzeugungsarbeit nachzulassen und mehr und mehr auf Ideologisierung und rein propagandistische Taktiken zu setzen. Verbunden damit konstatiert die Verfasserin einen Verlust an politischen Freunden und frauenbewegten Unterstützerinnen, eine Tendenz zur Isolation, die durch das konsequent pazifistische Engagement im Ersten Weltkrieg noch weiter verstärkt wurde. Parallel dazu vollzog Augspurg eine Radikalisierung ihrer Anschauungen, die eine Hinwendung zu sozialistischen Ideen und zu einer Kandidatur für die USPD, zu einer aktiven Beteiligung an der Münchener Räterepublik und zu einer durchaus kritischen Distanz gegenüber der neu gegründeten Weimarer Republik führte. Das Hauptbetätigungsfeld von Anita Augspurg in der Weimarer Zeit und dem nachfolgenden Schweizer Exil wurde die »Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit« und die unter großen finanziellen Opfern gemeinsam mit Lida Gustava Heymann herausgegebene Zeitschrift »Die Frau im Staat«.

Diese Biographie versucht ein komplexes Bild zu zeichnen: Sie verbindet den privaten und bewegungsgeschichtli-

chen Lebenslauf Anita Augspurgs mit ihren journalistischen und politischen Zielen, Strategien und Taktiken. Sie beschreibt den Erfolg ihrer Öffentlichkeitsarbeit, aber auch ihren Weg in einen politischen Separatismus, der eben diese Öffentlichkeitswirksamkeit immer weiter einschränkte. Auch die Entwicklung und Veränderung feministischer Theoriebildung wird nachvollzogen, wobei ein Wandel von universellen Menschenrechten zu essentialistisch fundierten Frauenrechten herausgearbeitet wird. Dem Buch ist anzumerken, dass es als Dissertation entstanden ist und nach den für historische Arbeiten üblichen Gepflogenheiten verfährt. So ist der Fußnotenapparat mehr als umfangreich geworden. Damit interessierten Leser/innen nicht mitten in der fast 700 Seiten umfassenden Biographie »die Puste ausgeht«, sei ihnen empfohlen, sich auf den Fließtext zu konzentrieren, dessen Argumentation auch ohne das Studium der Fußnoten gut nachvollziehbar ist.

Ulla Wischermann

Christiane Pfanzen-Sponagel: **Vom Frauenverein zum Mandat. Frauen, Frauenbewegung und Politik im Rhein-Neckar-Raum 1890–1933.**

(Mannheimer Historische Forschungen). Llux Verlag, Ludwigshafen 2004, 373 S., € 29,50

Regionalgeschichte haftet oft etwas von Sonderlichkeit an, etwas Kleinkariertes oder gar Volkstümelndes. Wenn wir die deutsche Geschichte um 1900 studieren, dann die der Nation, und wir übersehen, dass es sich bei dem Allgemeinen oft um eine Verallgemeinerung der preußischen Verhältnisse handelt. Seit der Reichsgründung 1871 scheint die Suche nach eigenen Linien in den Bundesstaaten überflüssig, denn ihnen verblieben wenige Bereiche der Politik, und es galt:

Reichsrecht bricht Landesrecht. Zudem war Preußen der größte Flächenstaat im Deutschen Reich und entsandte daher mehr Vertreter in den Bundesrat. Sein Gewicht wurde auch dadurch verstärkt, dass der preußische Ministerpräsident auch das Amt des Reichskanzlers und Reichsaußenministers inne hatte. Und Berlin als Hauptstadt des Deutschen Reiches stand in dessen Zentrum, war also mehr als eine preußische Großstadt. Aber bei vielen Themen bietet es sich an, auch mal in die so genannte »Provinz« zu schauen. Beispielsweise erwies sich für die Erforschung der Geschichte der Frauenbewegung und den Möglichkeiten nicht nur politischen Tätigkeit von Frauen eine Änderung des Blicks als fruchtbar. So war es schlicht falsch, 1908 als Beginn des Frauenstudiums anzusetzen. Da hatten die seit dem Wintersemester 1899 bzw. seit dem Sommersemester 1900 an den badischen Universitäten immatrikulierten Studentinnen schon ihr Examen gemacht.

In ihrer Studie richtet Christiane Pfanz-Sponagel den Blick auf die Verhältnisse der Frauenbewegung in Nordbaden und untersucht den Weg von Frauen zum politischen Mandat zwischen 1890 und 1933. Heidelberg und Mannheim, die bürgerliche Universitätsstadt und die Arbeiterstadt, stehen im Zentrum der Studie, und zum Vergleich blickt die Autorin über die Grenze auf das damals zu Bayern gehörende Ludwigshafen.

Die Quellenlage ist auf archivalischer Ebene aufgrund der Zerstörungen im Weltkrieg ungünstig. Es gibt wenige Akten in den Archiven, so muss die Autorin auf die unterschiedlichsten Quellen zurückgreifen, wie u. a. auf die lokale Presse, private Schreiben oder zeitgenössische Publikationen. Allerdings wurden in den städtischen Archiven überall wenig Quellen zur Frauenbewegung und deren lokalen Protagonistinnen gesammelt, und da-

her ist das mosaikartige Zusammenstellen unterschiedlichster Quellen grundsätzlich notwendig. Wichtiges Material fand sie im Helene-Lange-Archiv. Die zeitgenössische Presse der Frauenbewegung, in der man Informationen über die lokalen Verhältnisse findet, zählte leider nicht zu den befragten Quellen.

Im Unterschied zu Preußen und Bayern verbot das badische Vereinsgesetz von 1851 die politische Betätigung von Frauen nicht. Aber das heißt keineswegs, dass Frauen in politischen Vereinen oder Parteien tätig waren, auch nicht bei der SPD. Die Abneigung der Männer gegen politisch tätige Frauen und die allgemeine Akzeptanz des bürgerlichen Frauenbildes – Gattin, Hausfrau, Mutter – wirkten um 1900 stärker als die rechtliche Möglichkeit, sich in politische Vereinen zu organisieren. Der Kampf um das Frauenwahlrecht ist ein Beispiel für solche Zurückhaltung.

Doch eine den Badener Gesetzen vergleichbare liberale Bestimmung im Hamburger Vereinsrecht bewogen Anita Augspurg und L. G. Heymann dort 1902 den Verein für Frauenstimmrecht, ab 1904 Verband für Frauenstimmrecht, zu gründen. Rein rechtlich betrachtet hätte der Verein auch in Baden gegründet werden können. Frauen aus anderen Bundesstaaten konnten dem Hamburger Verein beitreten, um den restriktiveren Bestimmungen im »eigenen« Bundesstaat auszuweichen. In Baden musste man die Landesgesetze zwar nicht in dieser Weise umgehen, aber auch hier traten Frauen erst ab 1906 mit der Forderung des Wahlrechts an die Öffentlichkeit und gründeten den Badischen Landesverband für Frauenstimmrecht sowie einige Ortsvereine. Damit folgten sie einem reichsweiten Trend, denn auch wo ein restriktiveres Vereinsrecht herrschte, wagten sich die Protagonistinnen nun hervor. Schließlich ersetzte das Reichsvereinsgesetz von 1907 die einzelnen Landesbe-

stimmungen und genehmigte die politische Tätigkeit von Frauen.

Der soziale Bereich wurde als außerhäusliche Tätigkeit allgemein akzeptiert. Sehr erfolgreich ebnete der Badische Frauenverein unter dem Protektorat der Großherzogin ab 1859 den Weg. Die Tätigkeit in der Wohlfahrt wurde zur Basis der Frauenbewegung. Die »Wohltätigkeit« oder im heutigen Sinne Sozialarbeit bewertet die Autorin im Sinne eines in der Literatur üblichen erweiterten Politikbegriffs als politische Tätigkeit. Hier konnte ein Kreis von Frauen Erfahrungen sammeln, die sie später in die Kommunalpolitik führten. Auf kommunaler Ebene verlangte die in Baden 1910 revidierte Städteordnung gar die obligatorische Zuziehung von Frauen in den Wohltätigkeitsgremien. Und dies erwies sich schließlich als wichtiger Schritt hin zur politischen Gleichberechtigung. Die Regelung war einmalig im Reich, aber vom Frauenwahlrecht hielt sich die Mehrheit der Frauen vor 1918 auch im liberalen Südwesten fern.

Die Studie weist am Beispiel Nordbadens auf, dass nicht bessere gesetzliche Möglichkeiten per se gleichberechtigte Partizipation garantieren, dass sie andererseits aber den Weg dahin ebnen helfen. Sehr anschaulich zeigt die Autorin das Engagement der Frauenbewegung sowie den schrittweisen Eintritt von Frauen in die Parteien und Parlamente auf und zeichnet die Festlegung auf soziale Fragen, die Chancen zur Durchsetzung ihrer Politik, die Fortschritte, aber auch die Widerstände nach.

Christina Klausmann

Maren Möhring: **Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur** (1890–1930). Köln u. a.: Böhlau Verlag 2004, 463 S., € 49,90

Nacktkultur und Körperbildung in der »klassischen Moderne« sind bereits des öfteren zum Gegenstand der historischen Forschung geworden. Das große Innovationspotenzial der vorliegenden Studie von Maren Möhring liegt darin, dieses Thema konsequent im Fadenkreuz von kultur- und wissenschaftshistorischen Fragestellungen in den Blick zu nehmen und dabei sehr viel stringenter als üblich auf körpergeschichtliche und diskursanalytische Untersuchungsansätze zurückzugreifen.

Als kulturhistorische Fragestellungen gelten in diesem Zusammenhang solche, die sich den ästhetischen Momenten der Körperbildung widmen. Möhring gelingt es, den zumeist ideengeschichtlichen Zugriff derartiger Fragestellungen zu überwinden, indem sie, angeleitet durch Foucault und Butler, unterschiedliche Körpertechniken in ihrer Performativität betrachtet. Im Rahmen der Nacktkultur ging es demnach nicht (nur) um eine neuartige Interpretation des Körpers, sondern (vor allem) um die Produktion und Reproduktion von neuartigen Körpern. Die deutsche Nacktkultur um 1900 kreiste um die Fabrikation und Disziplinierung von immer »schöneren« und immer »gesünderen« Körpern nach »antike« Vorbild unter Rückgriff auf ganz bestimmte Bewegungs-, Atem- und Ernährungstechniken: Techniken, die erlernt werden mussten, die in einem entsprechenden Umfeld eingeübt werden sollten und deren Training es fortwährend zu optimieren galt. Selten wurde diese Körperbildung so detailliert und durchdacht rekonstruiert wie hier – bis auf die Ebene der einzelnen gymnastischen Übungen herab. Sehr deutlich lassen sich

in diesem Zusammenhang geschlechtsspezifische Differenzierungen beobachten, sie vermögen allerdings kaum zu überraschen: Während die Gymnastik im Fall der Männer vor allem die »Wehr- und Zeugungskraft« stärken sollte, ging es im Fall der Frauen in erster Linie um die Verbesserung der »Gebärkraft«.

Die Forschung zur Nacktkultur im besondern und zur Lebensreform im allgemeinen verfällt bislang nur allzu häufig in Ideologiekritik und Kulturpessimismus. Sie beklagt entweder deren vermeintlichen Antimodernismus, oder aber sie begrüßt deren ausgeprägtes Körperbewusstsein im Gegensatz zur angeblichen Körpervergessenheit, gar Körperfeindlichkeit unserer Tage. Indem Möhring gleichberechtigt neben kultur- auch wissenschaftshistorische Fragestellungen und die medizinischen bzw. hygienischen Momente der Nacktkultur in den Blick nimmt, gelingt es ihr, deren modernen Charakter aufzuzeigen: So verschloss sich die Nacktkultur keineswegs der um 1900 fokussierten Verwissenschaftlichung des Lebens. Ganz im Gegenteil, die Verwissenschaftlichung von Stoffwechselprozessen, Bewegungsabläufen und Ernährungsweisen wurde innerhalb der Nacktkultur vielfach aufgegriffen. Der Körper wurde nicht nur als »organische Maschine« begriffen, sondern als solche auch behandelt. Sein Energieverbrauch wurde errechnet, die Energieverwertung sollte verbessert und Energieverlust tunlichst vermieden werden. Möhring vermag in diesem Zusammenhang auch den streng biopolitischen Charakter der Nacktkultur offenzulegen. Nationalistische und völkische Aspekte nicht nur der Nacktkultur, sondern der Lebensreform insgesamt sind zwar bereits seit längerem bekannt – deren mannigfache und unintendierte Verbindungen zu den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehenden Le-

benswissenschaften wurden jedoch selten so nachhaltig herausgearbeitet wie hier. Die Disziplinierung des Körpers und die Normalisierung der Bevölkerung konstituierten und legitimierten sich in diesem Zusammenhang wechselseitig. Nicht nur die »Lebenskraft«, auch die »Volkskraft« sollte nach Maßgabe wissenschaftlicher Erkenntnisse optimal verwertet und womöglich vermehrt werden.

Erst innerhalb dieses Spannungsverhältnisses zwischen ästhetischen und medizinischen Momenten wird deutlich, inwieweit im Kontext der Nacktkultur Techniken, Praktiken, Vorstellungen, Bilder in Kraft gesetzt wurden, die auch heute noch überaus wirkmächtig sind. Von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht die so genannte »Selbstdisziplin«, die in der Nacktkultur propagiert wurde. Sie verlieh der Sorge um den Körper eine Brisanz, von der Diättabellen, Fitnessplaner und Selbsthilfegruppen auch heute noch berichten.

Fazit: Das ist beileibe nicht die erste, aber meines Wissens beste Untersuchung zur deutschen Nacktkultur um 1900, überaus vielschichtig, klar gegliedert, gut lesbar und wünschenswert kritisch. Sie verbindet kultur- und wissenschaftshistorische Fragestellungen mit körpergeschichtlichen und diskursanalytischen Untersuchungsansätzen, ohne deren geschlechtergeschichtliche Dimension jemals aus den Augen zu verlieren. Kritik? Die Literaturbasis der vorliegenden Studie ist beeindruckend, die Quellenbasis jedoch beschränkt sich auf die wichtigsten Protagonistinnen und Protagonisten und deren zentrale Publikationsorgane – in diskursanalytischer Hinsicht indes wäre ein Einblick in die breitere Rezeption durchaus von Interesse gewesen: Wo die Grenzen eines Diskurses verlaufen, wer diese Grenzen miteinander verhandelt und wie über diese Grenzen gewacht

wird, lässt sich nur empirisch und nicht theoretisch klären.

Pascal Eitler

Carola Sachse: Der Hausarbeitstag. Gerechtigkeit und Gleichberechtigung in Ost und West 1939–1994.

504 Seiten, Wallstein-Verlag, Göttingen 2002, 32 €

Carola Sachse, die mit dieser umfangreichen Monographie ihre Habilitationsschrift veröffentlicht hat, nennt den »Streit um den Hausarbeitstag« einen »historiographischen Glückstreffer, der zu einer systemvergleichenden Untersuchung geradezu herausforderte« (15). Als »Instrument zur Bearbeitung des gesellschaftlichen Zusammenhangs von Hausarbeit und Lohnarbeit« (20) fand der Hausarbeitstag für erwerbstätige Frauen in der Nachkriegszeit trotz unterschiedlicher Emanzipationsziele in beiden deutschen Teilstaaten Eingang in die Sozialpolitik. An der Auseinandersetzung um den Hausarbeitstag verdeutlicht Sachse nicht nur die in der politischen Systemkonkurrenz von einander abgegrenzten sozial- und geschlechterpolitischen Arrangements und Debatten um Geschlechtergerechtigkeit, sondern zeigt auch, wie gerade die Bemühungen der unterschiedlichen Akteure um Distanzierung immer wieder auf die gemeinsame Vorgeschichte im Nationalsozialismus zurück verweisen, die man auf beiden Seiten nichts lieber als loswerden wollte.

Mit einem unbezahlten arbeitsfreien Tag in jeder zweiten Woche sollte seit Ende 1939 auf Empfehlung des Reichsarbeitsministeriums vor allem in der Rüstungsindustrie tätigen »arischen« Frauen und Müttern ermöglicht werden, bei erhöhten Erwerbsarbeitszeiten die schwieriger gewordene Haushaltsversorgung zu bewältigen. Nicht rekonstruierbar ist Sach-

se zufolge in welchem Maße die von der Sorge um den »Volkskörper« motivierte Arbeitsschutzregelung tatsächlich umgesetzt wurde. Jedenfalls blieb die Praxis, sich einen »Waschtag« zu nehmen, bestehen, bis der Hausarbeitstag im Herbst 1943 mit einer so genannten Freizeitordnung gesetzlich verankert wurde. Unbezahlte Hausarbeitstage standen danach erwerbstätigen Frauen mit eigenem Hausstand zu, solange sie gleichzeitig eine Regelarbeitszeit von 48 Wochenstunden erfüllten. Alleinstehende Frauen konnten sich dies aus Verdienstgründen selten leisten, außerdem mussten etwa entstandene Fehlstunden vor- oder nachgearbeitet werden. Die »Freizeitordnung« war de facto eine Umverteilung oder Flexibilisierung der Arbeitszeit, sie konnte als Disziplinarinstrument gegen »deutsch-arische« Arbeitnehmerinnen eingesetzt werden. Vom Anspruch auf einen Hausarbeitstag ausgeschlossen blieben »die fremdrassischen« Zwangsarbeiterinnen und später auch KZ-Häftlinge, deren Arbeitskraft um so höher geschätzt wurde, je weniger soziale Rücksichten auf sie genommen werden mussten« (47).

Nach Kriegsende wurde die von den Alliierten nicht als »nazistisch« indizierte Hausarbeitstagsregelung zunächst beibehalten. Zerstörung und Mangel in der unmittelbaren Nachkriegszeit erschwerten die Sicherung des Überlebens der Bevölkerung und machten die Haushaltsführung zu einer zeit- und kraftraubenden Angelegenheit. Frauen, die die Bevölkerungsmehrheit ausmachten, waren aus unterschiedlichen Gründen nun in allen Schichten auf (oft nur gering bezahlte) Erwerbsarbeit angewiesen. Schon 1946 kam die Forderung auf, einen bezahlten Hausarbeitstag einzuführen und in den Westzonen wie in der SBZ setzten sich die Kommunisten dafür am stärksten ein. In den Westzonen wurde der bezahlte Hausarbeitstag in einigen Ländern gesetz-

lich verankert, in der SBZ sträubte sich die Sowjetische Militäradministration dagegen. Ostdeutschen Kommunisten blieb der Ausweg, »mit einzelbetrieblichen oder industrieweiten Regelungen gegenüber dem aufbegehrenden weiblichen Volksteil das Gesicht zu wahren« (74). Der bezahlte Hausarbeitstag der unmittelbaren Nachkriegszeit, so Sachse, sei »die kommunistische Weiterentwicklung eines alten deutschen Patents in der geschlechterdifferenzierenden Arbeits- und Sozialpolitik, die die alliierten Besatzungsmächte mehr oder minder bereitwillig geschehen ließen« (88).

So waren noch vor der doppelten Staatsgründung wichtige Weichen für Hausarbeitsstagsregelungen gestellt worden (Kapitel I: Gemeinsames Vorspiel im Ausnahmezustand 1939–1949). Die neuen Landesgesetze in Bremen, Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen knüpften an die Freizeitverordnung von 1943 an, die *de iure* auch in den anderen Bundesländern Bestand hatte. Die Regelungen fielen unter das Arbeitszeitrecht, das nach 1949 in die Gesetzgebungskompetenz des Bundes überging. Die Landesgesetze hätten nun »durch den Bundesgesetzgeber verändert oder aufgehoben oder aber durch ein bundeseinheitliches Hausarbeitsgesetz ersetzt werden« (120) können. Aber nichts davon geschah. Selbst nachdem das Bundesverfassungsgericht 1979 den Hausarbeitstag als mit der Rechtsgleichheit zwischen den Geschlechtern unvereinbar erklärt hatte, kam es nicht zu einer gesetzlichen Regelung durch den Bund.

In der DDR wurde der Hausarbeitstag 1952 »in einer arbeitsrechtlichen Verordnung versteckt« (93) einheitlich geregelt, gleichzeitig wurde die Anspruchsberechtigung aber auf verheiratete Frauen eingeschränkt; 1965 wurde sie auf allein-stehende Frauen mit Kindern unter 18 Jahren erweitert und endlich 1977 im

Arbeitsgesetzbuch für alle Frauen über 40 Jahre und für alleinerziehende Männer festgeschrieben. Nach der Vereinigung bestand der Hausarbeitstag im Rahmen von Übergangsregelungen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR noch bis zur Jahreswende 1991/92 weiter.

Endgültig wurden die bestehenden Hausarbeitsstagsgesetze 1994 mit dem Entwurf eines neuen Arbeitszeitgesetzes quasi stillschweigend erledigt. Dass dies so sang- und klanglos geschah, hatte nicht nur damit zu tun, dass im Westen, seit der Einführung der Fünftageswoche und der zunehmenden Verbreitung von Teilzeitarbeit, der Hausarbeitstag nur noch eine marginale Rolle spielte, sondern es war möglicherweise auch eine letzte Konsequenz einer durchgängigen Ambivalenz auf Seiten der politischen Entscheidungsträger in Ost und West. Man hatte den als »nationalsozialistisches Erbe« stigmatisierten Hausarbeitstag nicht in das »jeweilige geschlechterpolitische Koordinatensystem der neu verfassten Gesellschaften« aufnehmen wollen und doch nicht gewagt, »das bei den begünstigten Frauen offensichtlich beliebte und wahrgenommene Sonderrecht einfach abzuschaffen« (92).

Sachse fokussiert die gesellschaftliche Auseinandersetzung um das Verhältnis von Lohn- und Hausarbeit, das bedeutet für sie, Äußerungen aller gesellschaftlichen Akteure einzubeziehen. Anhand unterschiedlicher Dokumente arbeitet sie im zweiten Kapitel die Rollenprofile und Handlungsspielräume der Hauptakteure in den Debatten um den Hausarbeitstag heraus. Im dritten Kapitel geht es um »Bilder von Arbeit und Haushalt, Frauen und Männern« als »Stoff aus dem der Streit erwächst«. Das vierte Kapitel »Spielregeln und Schauplätze im Systemvergleich« befasst sich mit dem Hausarbeitstag »im alltäglichen Widerstreit«; im fünften Kapitel »Der Hausarbeitstag – ein Streit in geschlechterpolitischer Perspek-

tive« werden Fragen der gesellschaftlichen Anerkennung von Hausarbeit, Geschlechtergerechtigkeit und sozialstaatliche Ansprüche zusammenfassend verhandelt. Sachse schließt ihre Arbeit mit einem Epilog zu ost- westdeutschen Missverständnissen über das Verhältnis von Politischem und Privatem.

Das Buch gibt anhand zahlreicher Dokumente Einblick in die sich wandelnden, je nach politischen und ideologischen Kontexten unterschiedlichen Alltagslagen von Frauen und deren Möglichkeiten, ihrem Gerechtigkeitsempfinden bei der Verteilung sozialpolitischer Vergünstigungen Geltung zu verschaffen. Dabei, so Sachse, könne von einer »anderen Stimme« weiblicher Moral nicht die Rede sein, vielmehr sei »hart auf Mark und Pfennig gerechnet« worden, um »die Forderung nach Wiederherstellung der Gerechtigkeit formal verhandelbar zu machen« (328). Gleichzeitig haben Frauen in Ost und West aber offenbar niemals bezweifelt, dass der Haushalt in ihre Zuständigkeit falle, von einer anderen geschlechtlichen Arbeitsteilung im Haushalt war jedenfalls in den Auseinandersetzungen um das weibliche »Sonderrecht« ebenfalls nicht die Rede. Warum der Hausarbeitstag und Hausarbeit im allgemeinen in der Politik und von den Frauen selbst stets als Frauenproblem thematisiert wurde, erklärt Sachse in ihrer historischen Rekonstruktion damit, dass das Rollenbild der Frau als Hausfrau sich in beiden deutschen Staaten keineswegs als überholtes Modell erwiesen habe, sondern »als integraler Bestandteil eines modernen, klassenübergreifenden und gesellschaftsintegrierenden Lebensmodells (...) aufgenommen, umgeformt und individuell angeeignet« (426f.) worden sei.

Sachsens Buch ist ein sehr anregender Beitrag zur Diskussion um geschlechtliche Arbeitsteilung und Geschlechtergerechtigkeit. Darüber hinaus ist es eine gut

zu lesende, materialreiche, lebendige historische Monographie. Für einen gezielteren Zugriff der LeserInnen auf einzelne Aspekte des Materials wäre ein Sach- und Namenregister sehr hilfreich gewesen. Dass dies nicht vorhanden ist, lässt sich wohl auf die verbreitete Untugend deutscher Verlage zurückführen, die die Erstellung von Registern für entbehrlich, weil für zu kostenaufwendig halten.

Regine Othmer

Franziska Frei Gerlach, Annette Kreis-Schinck, Claudia Opitz, Béatrice Ziegler (Hg.): **KörperKonzepte/Concepts du corps. Interdisziplinäre Studien zur Geschlechterforschung/Contributions aux études genre interdisciplinaires**. Münster: Waxmann 2003, 327 S., EUR 29,90

Der vorliegende Sammelband umfasst 23 Beiträge, die im Rahmen einer von der Schweizerischen Gesellschaft für Frauen- und Geschlechterforschung organisierten Tagung im März 2001 an der Universität Basel vorgetragen wurden. In der Einleitung wird die Entwicklung der Geschlechterforschung seit den 1970er Jahren knapp umrissen. Daraus geht hervor, dass sich der aktuelle Diskurs mit der Frage konfrontiert sieht, wie zwischen den aus kultur- und naturwissenschaftlichen Theorietraditionen stammenden Ansätzen zu vermitteln ist und zu welchen Theoretisierungen die derzeit zu beobachtende diskursive Wiederkehr des Körpers veranlasst. Bei der Lektüre wird deutlich, dass die Bearbeitung der einzelnen Fragestellungen jeweils eng mit der disziplinären Perspektive verknüpft ist. Dies zeigt sich auch anhand der Konzeption des Sammelbandes, der in drei Kapitel unterteilt ist: »Sichtweisen und Lesarten«, »Kulturtheoretische Zugänge« und »Fragen an die Lebenswissenschaften«. Im

Folgenden sollen drei Beiträge besprochen werden, welche je einer der erwähnten »traditionellen Grenzziehungen« (12) zugeordnet sind, um einerseits Einblick in eine Auswahl der Themen- und Fragestellungen zu gewähren und sich andererseits – durch den Einbezug weiterer Texte – mit der Frage nach den Möglichkeiten interdisziplinärer Geschlechterforschung auseinanderzusetzen. Dies ist im Sinne der Herausgeberinnen, die dazu auffordern, »Interdisziplinarität in der Lektüre jeweils neu zu vollziehen.« (12)

Den Tagungsband eröffnet die Literatur- und Theaterwissenschaftlerin Gabriele Brandstetter (»Sichtweisen und Lesarten«). Sie knüpft an den aktuellen Stand der *gender studies* an, um daran anschließend das Modell des *staging gender* vorzustellen, mit Hilfe dessen die Auseinandersetzungen um Fragen zur Geschlechterdifferenz – »in einer Debatte »nach Butler« (28) – vorangetrieben werden sollen. In diesem Zusammenhang gilt es Zwischenräume und Überlagerungen zwischen den auf verschiedenen gesellschaftlichen Bühnen stattfindenden Geschlechterdiskursen, so z. B. in Wissenschaft und Kunst, analytisch zu durchdringen. *Staging gender* eröffne die Möglichkeit, unterschiedliche körperliche Inszenierungen thematisch, politisch und wissenschaftstheoretisch zu fassen. Damit werde eine Beobachtungsplattform zur Analyse aktuell stattfindender Geschlechterdiskurse geschaffen, die u. a. zur kritischen Selbstreflexion feministischer Theorien auffordert. Die Aussichten auf das Gelingen dieses Vorhabens werden allerdings von Seiten der Autorin als wenig optimistisch veranschlagt, wenn sie festhält, dass zur Überwindung alter Denktraditionen »kritische Reflexionen über jene Vorentscheidungen, die Wissenschaft – eben gerade als *gendered science* – konstituieren, gerne vermieden werden.« (43) Ähnlich

pessimistisch beurteilt Annette Kreis-Schinck die gegenwärtige Lage, in der sich die Debatten um Geschlecht und Geschlechterdifferenz befinden. Anhand einer Analyse zur Ausstellung »Körperwelten« geht die Autorin der Frage nach, wie sich die Massenfaszination derselben erklären lässt. Die Ausstellung arbeitet mit der Auflösung dichotomer Denkstrukturen wie Leben-Tod, Realität-Virtualität etc., lässt die Dichotomie Mann-Frau aber unangetastet. Kreis-Schinck sieht den Erfolg der Ausstellung daher als Ausdruck eines Scheiterns wissenschaftlicher und künstlerischer Bemühungen, sich von dualistischen Geschlechterdifferenzen – als Ausdruck einer Grundbedingung abendländischen Denkens – zu lösen.

Die Sozialhistorikerin Béatrice Ziegler (»Kulturtheoretische Zugänge«) äußert Kritik am sexualwissenschaftlichen wie am feministischen Zugang zu Körperlichkeit und Sexualität, da dieser Gefahr laufe – und dies ungeachtet der damit verbundenen aufklärerischen Absicht –, den weiblichen Körper auf Sexualität zu reduzieren und damit festzuschreiben. Anhand ausgewählter Quellen aus den 1930er Jahren, welche Schwangerschaft und Abtreibung als zentrales Thema dokumentieren, wirft Ziegler in ihrem Beitrag die Frage auf, inwiefern es also vertretbar sei, diese Praktiken »ausschließlich als Teil einer Geschichte weiblicher Sexualität und Sexualitätsunterdrückung« (195) zu verstehen. Ziegler will stattdessen den Aspekt der Arbeit als Körpererfahrung ins Zentrum stellen und geschlechterdifferente Körperkonzepte als Konstrukte einer Verschränkung von Arbeit und Sexualität betrachten. Die Tatsache, dass sich Erwerbsarbeit als Erfahrung körperlich einschreibt, stelle einen bisher vernachlässigten Aspekt historischer Geschlechterforschung dar.

Der Beitrag des Bioethikers Christoph Rehmann-Sutter im dritten Teil des Sam-

melbandes »Fragen an die Lebenswissenschaften«) unterscheidet sich von den zuvor besprochenen Texten dadurch, dass er tatsächlich disziplinäre Grenzen überschreitet. Anhand der Mutation eines »Brustkrebs«-Gens werden zunächst zwei unterschiedliche Modelle des menschlichen Genoms (Programm-Theorie vs. systemisch-dynamische Sichtweise) sowie deren Auswirkungen auf individuelle Handlungskonzepte diskutiert. Die sprachliche Verfasstheit der Diagnostik im Rahmen der Programm-Theorie, welche die festgestellte Mutation als eine Anlage bzw. Prädisposition bezeichnet, führt beim dargelegten Fall zu einem radikalen Eingriff in den Körper einer Frau. Eine alternative Deutung würde dieselbe Mutation als zukünftige »Möglichkeit eines Verursachungskomplexes für Krebs« (293) betrachten, mit anderen Folgen auf der Handlungsebene, da keine Kausalität zwischen prophylaktischer Krebsdiagnostik und einem tatsächlich eintretenden Krankheitsereignis suggeriert wird. Wird dieses Beispiel auf die aktuelle Geschlechterdebatte bezogen, so lässt sich daran die Wirkungsweise einer Metaphorik der Dominanz aufzeigen, wenn Biologie »durch die Brille gesellschaftlicher Ordnungsmuster auf die Organisation der Zelle« (294) blickt (DNA als *master-Molekül*). Dieser metaphorische Prozess gilt aber auch in umgekehrter Weise, wie sich anhand der »Geschichte der Körpermetaphorik in der politischen Philosophie« (295) zeigen lässt. Mit dieser wechselseitigen Übertragung zwischen leiblichen und politischen Vorstellungen der Körperordnung sind, so Rehmann-Sutter, soziale Ordnungskonzeptionen verbunden, die patriarchale Legitimationsstrukturen festzuschreiben vermögen. Zur Relevanz dieser Analyse im Rahmen medizinischer Diagnostik sei an dieser Stelle auf den Beitrag von Elisabeth Zemp verwiesen, die sich mit dem sogenannten »Yentl-

Syndrom« (275) befasst. Mit dieser Benennung sollte in den 1990er Jahren in den USA auf den Umstand hingewiesen werden, dass Frauen nur dann auf eine angemessene Behandlung ihrer Herz-Kreislaufkrankungen rechnen können, wenn sie sich gleichsam als Mann verkleiden, d. h. wenn ihre Krankheitssymptome in Analogie zu denen der Männer zu entziffern sind.

Der Sammelband eröffnet aufgrund der thematischen Bandbreite Einblick in die aktuelle Forschungslage, er enthält eine Fülle von Anregungen für weiterführende Fragen, zeigt aber auch mit aller Deutlichkeit, dass die unterschiedlichen Perspektiven (noch) unverbunden nebeneinander existieren. Das Fehlen einer dem Sammelband übergeordneten theoretischen Gesamtkonzeption, verbunden mit dem ambitionierten Unterfangen, auf unterschiedlichen Ebenen Erkenntnismöglichkeiten auszuloten (in der Verbindung von Kultur- und Naturwissenschaften, der Verknüpfung symbolischer und materieller Dimensionen, der Kombination von Wissenschaftskritik und konzeptionellen Neuschöpfungen sowie der Koexistenz von wissenschaftlicher Forschung und emanzipatorischer Politik), erschwert es, konkrete Anknüpfungspunkte für interdisziplinäre Geschlechterforschung in der Lektüre festzumachen. Eine Intensivierung des interdisziplinären Gesprächs erscheint jedoch vor dem Hintergrund zahlreicher offen gebliebener Fragen als notwendig, wenn nicht in Kauf genommen werden soll, dass das, was Christina von Braun am Ende ihrer Auseinandersetzung mit einer »jüdischen« und einer »christlichen« Sexualität formuliert, für die Geschlechterforschung insgesamt gilt: »Wer weiß, vielleicht beruht auf dem Zusammentreffen unterschiedlicher, ja konträrer Traditionen die Tatsache, dass das Sexuelle bis heute seine Unberechenbarkeit bewahrt und eben deshalb, aller

»sexuellen Aufklärung« zum Trotz, unser Herz noch immer höher schlagen lässt.« (163)

So trägt die Konzeption des Sammelbandes nicht dazu bei, Interdisziplinarität in der Geschlechterforschung systematisch zu konstituieren. Diesbezüglich sind Ordnungsschemata zu wählen, welche methodische Schwierigkeiten bei interdisziplinären Zugängen zu bewältigen vermögen, sich auf theoretischer Ebene der Entwicklung von Metakzepten widmen und sich inhaltlich mit der Diskrepanz zwischen den stattfindenden intellektuellen Auseinandersetzungen und der Rezeption dieser Erkenntnisse in alltagsweltlichen Zusammenhängen zuwenden.

Barbara Fontanellaz

María Isabel Peña Aguado/Bettina Schmitz: **Das zerstückelte Leben. Ein philosophischer Briefwechsel mit einem Nachwort von Elisabeth Schäfer** (Philosophinnen Bd. 15). Aachen: ein-Fach-Verlag 2004. 318 S., € 19,80.

In einer bekannten Fernsehserie fragt ein ca. 16-jähriges Mädchen seine Mutter: »Ist das wirklich alles, was mich im Leben erwartet? Nur Putzen, Waschen, Einkaufen, Kochen und Kinder hüten?« – »Nein«, antwortet die Mutter, »du hast das Bügeln vergessen.« So witzig allerdings ist dieser Sachverhalt bei näherem Hinsehen nicht, denn wie steht es mit den (hier gar nicht erst erwähnten) Anforderungen im Berufsleben von Frauen? Der Untersuchung »Generation Woman« zufolge scheinen Frauen zwischen 25 und 35 Jahren das Rennen zwischen Kinderpflege und Karriere zu Gunsten ihrer persönlichen Unabhängigkeit aufgegeben zu haben. Sie werden zu Berufstätigen ohne Kinder – aber auch ohne schlechtes Gewissen, dass ein Bereich zu kurz kommen könnte.

Umso beeindruckender die Frauen, die alles, und das auch noch gleichermaßen gut bewältigen wollen: einen Beruf und Kinder, eine Familie und die dabei entstehende Hausarbeit, gesellschaftliche Verpflichtungen und Zeit und Raum für eigenständiges, schöpferisches Denken und Gestalten. Zwei dieser Frauen haben über sich, ihre Familie und ihre philosophische und literarische Tätigkeit nachgedacht und sich darüber in mündlicher und schriftlicher Form ausgetauscht. Ihr zwei Jahre andauernder, privater und ungemein intensiver Briefwechsel ist nun veröffentlicht worden – ein authentisches Dokument, dass die Nähe zum Alltag und seine Verbindungen mit philosophischen und literarischen Reflexionen ermöglicht und dass die dem Denken eigene Dynamik aufzeigt. Chronologisch folgt Brief auf Brief – *frau* wird so Zeugin privater Lebensumstände, die auch an die eigenen erinnern und bewusst machen, in welchem Maße sie selbst betroffen sein und in einen Austausch mit anderen treten könnte.

Die Briefe von Raquel und Marianne, zwei Philosophinnen, die sich bewusst für den Spagat zwischen Berufsleben und Kinder entschieden haben, handeln von den Schwierigkeiten, allen daraus entstehenden Anforderungen gerecht zu werden: »Wir waren durch nichts darauf vorbereitet, Kinder zu haben und Philosophinnen sein zu wollen.« (10) Welche Probleme, Konfrontationen und Nöte in diesem Zusammen(oder besser: Kreuz- und-Quer)-Spiel auftauchen können, davon zeugt ihr Briefwechsel. Schon beim ersten Durchblättern und Anlesen bleibt *frau* gedanklich an Textpassagen hängen, die zum Weiterlesen verführen, ja drängen. Denn hier werden Themen und Erfahrungen angesprochen, die jene Frauen betreffen, die sich in der akademischen Welt verwirklichen bzw. ihre eigene Wirksamkeit entfalten wollen.

Das Vorwort scheint Rechtfertigung und Anklage zugleich: Rechtfertigung für eine Lebenssituation oder für einen Weltteil/Ausschnitt von Philosophie, in dem eigenes Erleben mit gesellschaftlichen Gegebenheiten verbunden wird, und Anklage der in der akademischen Welt doch eher totgeschwiegenen Problematik von freischaffenden und angestellten Akademikerinnen. In den Briefen herrscht manchmal eher eine Art leiser Ton vor, manchmal nahezu sanft und liebevoll, der aber auch – im Rahmen der eigenen, latent vorhandenen Unsicherheit – selbstbewusst und laut werden kann.

So erscheint Raquel und Marianne das eigene Leben trotz aller Vielfalt unvollkommen, zerstückelt, obwohl es doch gerade dieses Bewusstsein der Unvollkommenheit ist, das beide dazu anregt, sich über ihr Leben auszutauschen, um vielleicht Antworten auf die Frage zu finden, wie frau zwischen Wäscheaufhängen, Essenzubereiten, Geschichtenvorlesen und Einkaufen als Philosophin sich ihrer eigenen Stimme, ihres eigenen Ortes bewusst werden kann. Dieses ständige Hin- und

Hergerissensein zwischen beruflichem oder auch berufenem Anspruch und dem Für-andere-da-sein, sei es, wenn die Kinder erkranken oder der Partner Zuspruch und Rückversicherung verlangt, zerstückelt das Leben der Briefschreiberinnen, für die ihr gegenseitiger Briefwechsel zu ihrem Ort, zu ihrer Stimme, zu ihrem Zuhause oder sogar zu ihrer Zuflucht wird.

So geht es zuletzt auch nicht darum, die Frage zu beantworten, ob dieser Briefwechsel die Schreiberinnen oder auch die Leserinnen ein Stück auf ihrem Weg vorangebracht hat, sondern es ist schon viel vollbracht, wenn sich Schreiberinnen und Leserinnen ihres Ortes, ihres Platzes, ihrer Stellung im sie umgebenden Leben bewusster geworden sind, sie das Gefühl vermittelt bekommen haben, nicht allein dazustehen, sondern sich in einen Austausch mit anderen Frauen begeben zu können, ihren eigenen Blickwinkel auf die Welt erweitert und sich ihrer persönlichen Situation und ihres Wertes versichert zu haben.

Astrid Melzer-Titel